

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

153 (1.4.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 27

Unterhaltungsblatt der Badischen Presse.

Nr. 27.

Karlsruhe, Mittwoch den 1. April 1908.

24. Jahrgang.

Die Verlobung des Herzogs der Abruzzen mit Miß Elkins.

Das Gerücht, daß der Herzog der Abruzzen sich mit der Tochter des amerikanischen Senators und Millionärs Elkins zu vermählen gedenkt, hat sich als wahr erwiesen. Der Herzog Ludwig der Abruzzen ist ein Sohn des früheren Königs Amadeus von Spanien, der von 1870 bis 1873 über Spanien regiert hat, und ein Vetter des regierenden Königs von Italien. Er ist bekannt durch seine vielen Forschungsreisen und hat sich in den Vereinigten Staaten lange aufgehalten. Da er sehr vermögend und viel reicher als seine Braut ist, kann man kaum annehmen, daß ihm das Bestreben, sich einen amerikanischen Goldfisch zu holen, dorthin geführt hat. Feststeht jedenfalls, daß er sich in Katharina Elkins verliebt hat, was kein Wunder ist, da die junge Dame hübsch und in allen sportlichen Leibesübungen wohl erfahren ist. Sie gilt als die beste und kühnste Reiterin Amerikas und hat dadurch die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich gelenkt, der alle amerikanischen Bewerber aus dem Felde geschlagen hat. Die Schwierigkeiten, welche der Verheiratung durch die Stellung des Herzogs entgegenstanden, sind durch Entgegenkommen des Königs Viktor Emanuel nahezu beseitigt worden und die Hochzeit dürfte im Laufe dieses Jahres stattfinden.



Miß Katharina Elkins.



Herzog der Abruzzen.

Prinz Ludwig von Savoyen, Herzog der Abruzzen, ist am 29. Januar 1873 in Madrid geboren. Der Vater der Braut des Herzogs, hat seine Laufbahn einst als einfacher Landbauer begonnen und ist jetzt einer der bekanntesten Multimillionäre. Miß Elkins hat außer der durchaus nicht zu verachtenden Eigenschaft des Millionäreigentums den Vorzug, auch eine Schönheit und deshalb doppelt begehrenswert zu sein. Im „Corriere della Sera“ veröffentlicht der bekannte Kriegskorrespondent des Mailänder Blattes, Barzini, welcher sich gerade in Amerika aufhält, die Entstehungsgeschichte des prinzipalsten Liebesromans. Darnach lernte der Prinz seine jetzige Braut im Hause des ehemaligen Gesandtschaftssekretärs in Rom, Lloyd Anderson, in Washington kennen. Alle Damen drängten sich, dem fürstlichen Forschungsreisenden vorgestellt zu werden, mit alleiniger Ausnahme eines blonden jungen Mädchens von wahrhaft königlicher Würde.

„Wer ist dieses wunderschöne Mädchen?“ fragt der Prinz. Und Lloyd Anderson fragt dagegen: „Wollen Egl. Soheit es kennen lernen?“

Prinz Ludwig fährt sich, wie grübelnd, mit der Hand über die Stirn und antwortet kopfnickend. In einer Sekunde ist wohl alles, was der junge Prinz an Wünschen nach Glück hegt, durch seine Seele gezogen. Und dann steht die Amerikanerin hoheitsvollen Blickes vor ihm und verneigt sich fast unmerklich. Einige Wochen später treffen sich die beiden abermals im Hause des Diplomaten. Statt zu tanzen sprechen sie lange miteinander. Nach Schluß des Festes folgt der Prinz einer Einladung zu einem intimen Nachtstuhl im Elkinschen Familienkreise. Die Herzen hatten sich gefunden. Zu vier Personen unternahm man eine Automobilsfahrt nach Kanada. Im vergangenen Sommer haben beide sich in Baden-Baden wieder und das Wiedersehen war kein zufälliges. Dann reiste der Prinz im Februar als Kommandant des Kriegsschiffes „Regina Elena“ nach Amerika und erbat sich, da das Schiff einer Ausbesserung bedürftig war, einen fünf-wöchentlichen Urlaub, von dem er jetzt mit repariertem Schiff und repariertem Herzen in die Heimat zurückkehrt.

Abenteuer des General Gerard.

Von Conan Doyle.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verb.)

Es sind wunderbare Gebäude, mes amis, diese venetianischen Paläste: Häuser, Festungen und Gefängnisse, alles in einem. Ich wurde durch einen Gang geführt und eine kahle steinerne Treppe hinunter, bis wir auf einen kurzen Korridor kamen, auf den sich drei Türen öffneten. Durch die eine derselben wurde ich hindurchgeschoben, und hinter mir wurde das Sprungschloß geschlossen. Durch ein schmales Gitterloch fiel ein spärliches Licht vom Flur. Mit Augen und Händen tastete ich umher und untersuchte meine Zelle. Nach dem, was ich gehört hatte, war mir klar, daß ich hier nicht lange zu warten, sondern bald vor diesem Gerichtshof zu erscheinen haben würde, aber doch bin ich nicht der Mann, der sich irgend eine Möglichkeit entgehen läßt.

Der Boden meines Gefängnisses war so feucht und feim: Wände einige Fuß hoch so naß, daß ich nicht darüber im Zweifel war, daß es unter dem Wasserpiegel lag. Ein enges Loch hoch oben nahe an der Decke bildete die einzige Öffnung für Licht und Luft. Dadurch sah ich einen hellen Stern auf mich herabscheinen, und sein Anblick erfüllte mich mit Freude und Hoffnung. Ich bin selbst nie ein religiöser Mann gewesen, wenn ich auch diejenigen stets geachtet habe, die es waren, aber ich er-

innere mich, daß mir in jener Nacht dieser Stern wie ein allsehendes Auge erschien, das auf mich herniederblickte, und ich hatte dasselbe Gefühl, das einen jungen, ängstlichen Rekruten beschleichen mag, wenn er in der Schlacht den ruhigen Blick seines Obersten auf sich geheftet sieht.

Drei Wände meiner Zelle waren von Stein, aber die vierte war aus Holz, und ich konnte bemerken, daß sie erst vor kurzem errichtet worden war. Es war offenbar nur eine Scheidewand, um eine große Zelle in zwei kleinere zu teilen. Auf die alten Steinmauern, das winzige Fensterloch und die massive Türe konnte ich keine Hoffnung setzen. Nur die Holzwand konnte in Betracht kommen. Mein Verstand sagte mir freilich, daß, wenn ich durch sie durchdränge — was mir nicht allzu schwer schien — ich mich wahrscheinlich nur in einer anderen ebenso stark befestigten Zelle befinden würde wie die, in welcher ich eben war. Immerhin hielt ich's für ratsamer, etwas zu tun, als untätig zu warten. Ich lenkte also alle Energie und Kraft auf die Holzwand. Zwei Bretter waren schlecht aneinandergesügt und so lose, daß sie sich sicher leicht abreißen lassen mußten. Ich suchte nach irgend einem Instrument und fand eines in Gestalt eines der Beine von einem schmalen Bett, das in einer Ecke stand. Ich zwängte das Ende desselben zwischen zwei Planken und war gerade im Begriff, sie loszubringen, als ich rasche Schritte hörte. Ich hielt inne und horchte.

Ich wünschte, ich könnte vergessen, was ich hörte. Ich habe viele Schlachten gesehen und selbst mehr Menschen getötet als ich

manchmal gerne zugeben möchte, aber da handelte sich's um ehrlichen Kampf und war meine Soldatenpflicht. Aber etwas ganz anderes ist's, jemanden in solch 'ner Mördergrube abmurksen zu hören. Sie schleiften einen den Gang entlang, einen, der sich widerlegte und sich im Vorbeikommen an meine Türe klammerte. Sie muhten ihn in die dritte Zelle gebracht haben, die vor meiner am weitesten ablag. „Hilf! Hilf!“ rief eine Stimme, und dann hörte ich einen Schlag und einen Schrei. „Hilf! Hilf!“ schrie's wieder, und dann: „Gerard! Oberst Gerard!“ Es war mein armer Hauptmann von der Infanterie, den sie abschlachteten. „Mörder! Mörder!“ brüllte ich und schlug wild gegen meine Tür, aber nur noch einmal hörte ich ihn rufen, dann war alles stille. Kaum eine Minute darnach hörte ich einen Platsch und wußte, daß kein menschliches Auge Auret je wiedersehen würde. Er hatte denselben Weg genommen, den hundert andere schon vor ihm in diesem Winter in Venedig genommen hatten, die sich nicht mehr zum Appell bei ihren Regimentern melden konnten.

Die Senkersknechte kehrten zurück, und ich glaubte, ich sollte nun an die Reihe kommen. Statt dessen öffneten sie die Tür der Zelle neben mir und zogen jemanden heraus. Ich hörte sie die Treppe hinaufgehen. Sofort machte ich mich wieder an die Arbeit. In wenigen Minuten hatte ich ein paar Bretter soweit losgemacht, daß ich sie nach Belieben vor- und zurückziehen konnte. Als ich durchtrug, war ich, wie ich erwartet hatte, in der anderen Hälfte der Zelle. Ich hatte ebensoviele Aussicht zu entkommen, wie vorher, denn weiter gab's keine Holzwände und die Tür war verschlossen. Ich konnte nicht entdeden, wem der unglücklicher Leidensgenosse hier eingesperrt gewesen war. Ich ging also wieder in meine eigene Zelle zurück und schob die beiden Planen wieder vor. Ich wartete hier mit Todesverachtung, was kommen würde.

Die Zeit wurde mir lang, das können Sie mir glauben, meine jungen Freunde; aber endlich hörte ich wieder Tritte und machte mich drauf gefaßt, Ohrenzeuge einer neuen Mordtat zu sein und wieder die Schreie des unglücklichen Opfers hören zu müssen. Doch nichts dergleichen trat ein; ein Gefangener wurde ruhig in die Zelle gebracht. Ich hatte jedoch nicht Zeit, durch mein Verbindungsloch zu lugen, denn im nächsten Moment wurde bei mir die Tür aufgerissen, und mein elender Gondoliere trat herein und hinter ihm die anderen Mordgesellen.

„Komm, Franzmann,“ sagte er, den blutbefleckten Dolch in seiner großen, behaarten Hand. Ich las aus seinen grimmen Blicken, daß er nur auf eine Veranlassung lauerte, ihn mir ins Herz stoßen zu können. Widerstand war nutzlos. Ich folgte ihm ohne ein Wort. Ich wurde die Treppe hinaufgeführt und wieder in jenen Saal, in welchem das Blutgericht seine nächtlichen Sitzungen abhielt. Als ich eintrat, widmeten mir die Richter merkwürdigerweise jedoch keine Aufmerksamkeit, sondern alle Blicke richteten sich auf einen von ihnen selbst. Einer der ibrigen, ein schlanker, dunkler Jüngling, stand vor ihnen und verhandelte mit ihnen mit leiser, ernster Stimme. Sie zitterte vor Erregung, und er rang flehentlich die Hände. „Zhr könnt es nicht! Zhr dürft es nicht!“ rief er. „Ich bitte den Gerichtshof, den Beschluß zurückzunehmen.“

„Stelle dich zur Seite, Bruder,“ sagte der Alte, der den Vorsitz führte. „Die Sache ist entschieden, und jetzt haben wir über die nächste zu urteilen.“

„Um's Himmels willen seid barmherzig!“ rief der junge Mann.

„Wir sind schon barmherzig gewesen,“ antwortete der Alte. „Der Tod würde die geringste Strafe für ein solches Verbrechen gewesen sein. Sei mutig und lasse der Gerechtigkeit ihren Lauf.“

In wildem Schmerz warf sich der junge Mann in seinen Stuhl. Ich hatte jedoch keine Zeit, Betrachtungen über die Ursache seines Kummers anzustellen, denn seine elf Kollegen hatten schon ihre strengen Augen auf mich gerichtet. Meine letzte Stunde hatte geschlagen.

„Sie sind Oberst Gerard?“ ertönte die fürchtbare Stimme des Alten.

„Der bin ich.“

„Adjutant des Räubers, der sich General Suchet nennt, der seither wieder den Erzräuber Bonaparte vertritt?“

„Mir lag's schon auf der Zunge, ihm zu sagen, daß er ein Erzlägner und Schuft sei, aber, mes amis, es gibt Zeiten, wo man sich verteidigen, und solche, wo man ruhig sein muß.“

Ich antwortete also nur: „Ich bin ein ehrbarer Soldat, ich habe meinen Befehlen gehorcht und meine Pflicht getan.“

Dem Alten stieg das Blut in den Kopf und seine Augen funkelten wie glühende Kohlen.

„Spitzbuben und Mörder seid Ihr, jeder von euch,“ rief er laut. „Was habt ihr hier zu suchen? Zhr seid Franzosen. Warum seid ihr nicht in Frankreich geblieben? Haben wir euch etwa eingeladen, nach Venedig zu kommen? Mit welchem Recht seid ihr hier? Wo sind unsere Gemälde? Wo sind die Rösse von San Marco? Wer seid ihr, die ihr die Schätze stehlt, die unsere Väter in Jahrhunderten gesammelt haben? Wir waren eine mächtige Stadt, als Frankreich noch 'ne Einöde war. Zhr verhoffenes, lärmendes, ungebildetes Soldatengefindel habt die Werke unserer Heiligen und Helden zerstört. Was haben Sie dagegen vorzubringen?“

Messieurs, er war tatsächlich eine fürchtbare Erscheinung, dieser Alte. Sein weißer Bart sträubte sich vor Wut, und er belierte die kurzen Sätze hervor wie ein gereizter Hund. Ich hätte ihm sagen mögen, daß seine Gemälde in Paris gut aufgehoben seien, und daß seine Pferde es gar nicht lohnten, so viel Aufhebens davon zu machen, und daß er Helden sehen könne — von Heiligen will ich nicht reden — ohne bis auf seine Vorfahren zurückzugehen, ja, ohne sich vom Stuhl zu erheben. Das hätte ich ihm alles entgegenhalten mögen, aber ebensoviel hätte man mit einem Murmetier über Religion rechten können. Ich zudte also nur die Schultern und erwiderte nichts.

„Der Gefangene verantwortet sich nicht,“ sagte einer meiner maskierten Richter.

„Wittel jemand, bevor das Urteil gesprochen wird, noch ums Wort?“ fragte der Alte und sah sich im Kreise um.

„Eins möchte ich noch bemerken, Erzellenz,“ rief einer. „Es kann leider nicht geschehen, ohne die Wunde eines unserer Brüder wieder aufzureißen, aber ich möchte zu berücksichtigen bitten, daß in dem Falle dieses Offiziers eine ganz exemplarische Strafe aus einem ganz bestimmten Grunde am Plage ist.“

„Ich hatte schon daran gedacht,“ erwiderte der Alte. „Bruder, wenn dich der Gerichtshof im einen Fall getränkt hat, wird er dir andererseits weitgehende Genugthuung verschaffen.“

Der junge Mann, der bei meinem Eintritt in den Saal auf seine Kollegen eingetreten hatte, war aufgesprungen.

„Ich kann es nicht ertragen,“ rief er aus. „Euere Erzellenz müssen mir verzeihen. Das Gericht kann auch ohne mich fertig werden. Ich bin krank, bin wahnsinnig!“ Er gestikulirte mit den Händen in der Luft 'rum und stürzte zur Türe hinaus.

„Laßt ihn gehen! Laßt ihn gehen!“ sagte der Präsident. „Es ist wahrhaftig mehr, als man von einem Menschen aus Fleisch und Blut verlangen kann, daß er unter diesem Dach bleiben soll. Aber er ist ein treuer Venedianer, und wann sich der erste Schmerz gelegt hat, wird er einsehen, daß es nicht anders ging.“

Während dieses Zwischenfalles war ich vergessen worden, und obwohl ich, wie Sie wissen, Messieurs, nicht daran gewöhnt bin, übersehen zu werden, würde mir damals doch viel wohlthun zu muten gewesen sein, wenn sie mich noch länger und ganz vernachlässigt hätten. Aber gleich darnach blickte mich der alte Präsident wieder an wie ein Tiger, der wieder zu seinem Opfer zurückkommt.

„Sie sollen alles bezahlen, und es ist nur billig, daß Sie's sollen,“ begann er. „Sie, ein hergelaufener Abenteuerer und Fremdling, haben sich erkühnt, Ihre Augen in Liebe aufzuheben zu der Enkelin eines Dogen von Venedig, die schon mit dem Erben der Loreddani verlobt war. Wer sich solcher Gunst erfreut, muß auch entsprechend büßen.“

„Die Strafe kann nicht höher sein als diese Gunst,“ versetzte ich.

„Wir wollen uns wieder sprechen, nachdem Sie einen Teil Ihrer Strafe erlitten haben,“ erwiderte er. „Bleibst du werden Sie dann weniger hochmütig reden. Matteo, bringe diesen Gefangenen in die hölzerne Zelle. Heute ist Montag. Er soll weder Speise noch Trank bekommen und am Mittwoch wieder vorgeführt werden. Wir werden dann entscheiden, welchen Todes er sterben soll.“

Das war keine angenehme Aussicht, mes amis, und doch war's eine Gnadenfrist. Man ist für alles dankbar, wenn einen ein wilder Mordbube mit blutbeflecktem Dolch am Widel hat. Er schleppte mich hinaus, die Treppe hinunter in meine Zelle zurück. Die Türe wurde verschlossen und ich meinen Betrachtungen überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gruppeneinschiffung in Sfax.



Zur Entsendung französischer Verstärkungen für Casablanca aus Tunis: Mohammedanische Prozession in Sfax

Um die wachsenden Schwierigkeiten in Marokko zu überwinden, mußte die französische Seereschiffahrt neuerdings auch tunesische Eingeborene nach dem Kriegsschauplatz entsenden. Es ist das erstmal, daß Frankreich sich der tunesischen Eingeborenenregimenter im Ernstfalle bedient, und man wartet nun mit einer Spannung, die nicht frei ist von Befürchtungen ab, ob die tunesischen Truppen sich im Kampfe gegen Glaubensgenossen annähernd ebenso gut bewähren werden wie die algerischen. Das wird wohl nicht der Fall sein, denn die Tunesier haben nicht so kriegerische Eigenschaften wie die Algerier, und sie können es nicht fassen, daß ihr Bey seine Landeskiner, noch dazu unter Führung von Christen und Franzosen, zur Bekämpfung Rechtgläubiger über das Meer ziehen läßt. Es wurden (am 10. März) 800 südtunesische Schiffe nach Casablanca befördert; der Transport geht über Souffe zunächst nach Tunis, von wo insgesamt 5000 Mann nach Marokko expediert werden.

Friseurkünste.

Die diesjährige große Preisbewerbung in Wien, welche die ersten Friseurkünstler und „Beschönerungsräte“ zu vereinigen pflegt, zeitigte die in unserer Skizze wiedergegebene historische Frisur im Stile Ludwigs XVI., die mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde. Gegen eine Frisur jener Modeschönen des Rokoko sind selbst die „kühnsten Behauptungen“ von heute bescheidene Studien der Frauenkunst. Denn noch mehr als der Damenschuh in jenem Zeitalter, war der Damenkopf mißhandelt. Denn auf diesem, so zeichnet der belannte Kulturhistoriker Johannes Scherer eine Zeitgenossin des Sonnenkönigs, manierte sich ein kolossal, mit Drahtgestell und Hochhaartulst unterbauter, aus verschiedenen Stadtwerken bestehender, gepudertes, geleiteter, mit einer Masse von Wändern, Blumen und Federn verzierter Haarturm in die Höhe, welcher die Länge seiner Trägerin nahezu um eine Elle oder sogar darüber erhöhte.



Die größte Erfindungsgabe betätigten — wie Köpplers Trachtenkunde ausführt — die Pariserinnen in der Hervorbringung ungenügsamer Frisuren. Man findet schon auf den Modestupfern vom Jahre 1875 Haargebäude, die das Haupt um drei Kopflängen überragen und nach oben so breit gestaltet sind, daß die Schulternabmessung der Trägerin dagegen äußerst gering erscheint. Um derartige Frisuren, die selbstverständlich nur zur großen Toilette (grande parure) getragen werden konnten, Festigkeit zu geben, kammte man das Haar über Federstiften oder Drahtgestelle und umwand sie mit Perlenketten, Quastenschmüren, Wamenguirlanden und Seidenband. Oben darauf brachte man zunächst als Abschluß Gagedrapirungen, seidene Schwäbe u. dergl. an, vom Jahre 1780 an jedoch auch die allgemeine, in Aufnahme gekommene neumontane Haube (le bonnet), die in Uebereinstimmung mit der Frisur eine bald größere, flache, bald kleinere und höhere Gestalt annahm. Im wesentlichen bestand jene Haube aus einem großen, mühsamartig zusammengekräuselten Stück Seidenzeug oder Batist, welchem ringsherum einen faltig angekräuselten Stoffrand, auch wohl eine

Halbala, eine Mütze oder ein anderes beliebiges Stoffarrangement anfügte.

Zur Aus schmückung verwendete man Blumen, Perlenketten, Ketten, Wänder oder Marabouts und Straußfedern. Nicht selten brachte man auf den hohen Haargebäuden verschiedenartige Gegenstände, Symbole, Blumenkörbe, Kränze, Vogel- oder Tierbälge u. dergl. an, und wählte demgemäß eine speziell auf diesen — „Schmuck“ (???) hinweisende Bezeichnung. Das waren u. a. Ausdrücke der „guten, alten Zeit!“

Eierzeit.

Mit den ersten schönen Märztagen beginnt sich auch die Legtätigkeit der Hühner zu steigern. Die Hausfrau hat öfters Gelegenheit, Eierpeisen auf den Tisch zu bringen und wird es daher begrüßen, wenn wir ihr einige Recepte vorschlagen, die eine variable Zubereitung dieser nahrhaften, gesunden Kost ermöglichen.

Eierlöse. Eine Stunde vor dem Anrichten wird ein ¼ Liter Fleischbrühe oder Milch mit 4 Eiern wohl geschlagen und nebst feingehackter Petersilie, Muskatblüte und Salz in einem mit Butter bestrichenen Topf gefüllt. Man läßt es in kochendem Wasser die, nicht hart werden und nicht klöpfchen davon in die angerichtete Suppe.

Verlorene Eier. Man lasse reines Wasser in einer Pfanne gut aufkochen, schlage sodann behutsam 4 bis 6 ganz frische Eier hinein, lasse sie 1½ Minute darin kochen, hebe sie dann mit einem Schaumlöffel heraus. Das Weiße muß ziemlich fest und der Dotter noch ganz weich sein.

Eierkäse. 8 ganze Eier werden mit 1 Liter kalter Milch, einigen Tropfen Zitronensaft, Zucker und etwas Salz, mit einer Rute gut ver schlagen, dann mehrere Male durch ein Haarsieb passiert und nun auf schwachem Feuer so lange gerührt, bis sie anfangen zu gerinnen. Sie werden sogleich vom Feuer genommen, noch eine Minute fortgerührt und in die eigens dazu bestimmte Eierkäseformen gegossen und kalt gestellt. Nun wird eine Rahmsauce oder Vanillensauce gemacht und gleichfalls kalt gestellt. Beim Anrichten wird der Eierkäse auf die bestimmte Schüssel gestürzt und mit der Sauce begossen.

Eier mit Blumenlohl. In Salzwasser abgekochter und abgetropfter Blumenlohl wird mit nach unten gerichteten Stielen, auf eine Schüssel, welche die Hitze verträgt, geschichtet und mit einer dicken Sauce überzogen, die man aus ¼ Liter Rahm mit 20 Gramm Butter und 2 Löffeln Mehl über dem Feuer abgerührt und mit Salz, 2 Eiern und Muskatnuß vermischt hat, hat man den Blumenlohl hiermit bestrichen, so streut man noch geriebene Semmel und Parmesanfäse darauf, gießt Krebsfutter darüber und läßt dies auf einem Dreifuß im Ofen zu einer Kruste backen.

Gefüllte Eier. Nicht große Eier werden hart gekocht, abgeschält und zum Erkalten in Essig und Salzwasser getvorfen, sodann werden sie der Länge nach durchgeschnitten und das Gelbe so vorsichtig herausgenommen, daß das Weiße des Eies ganz bleibt. Nun rührt man gute Sardellenbutter zu Sahne, in welche man nach und nach das Eigelb mit verrührt, mischt noch scharfen Mostich und fein gehackten Schnittlauch hinzu und füllt die Eihöhlfächern mit dieser Masse wieder ganz voll. Auf eine flache Schüssel legt man ein Ei neben das andere, begießt das Ganze mit gang klarem Aspik und stellt es zum Steifwerden.

Cratin-Eier. Vier bis fünf Eßlöffel voll geriebenes Weißbrot vermischt man mit 3 Eidotter, 2 gehackten Sardellen, etwas gehackter Petersilie und Chalotte, Salz, Pfeffer und einer Messerspitze voll

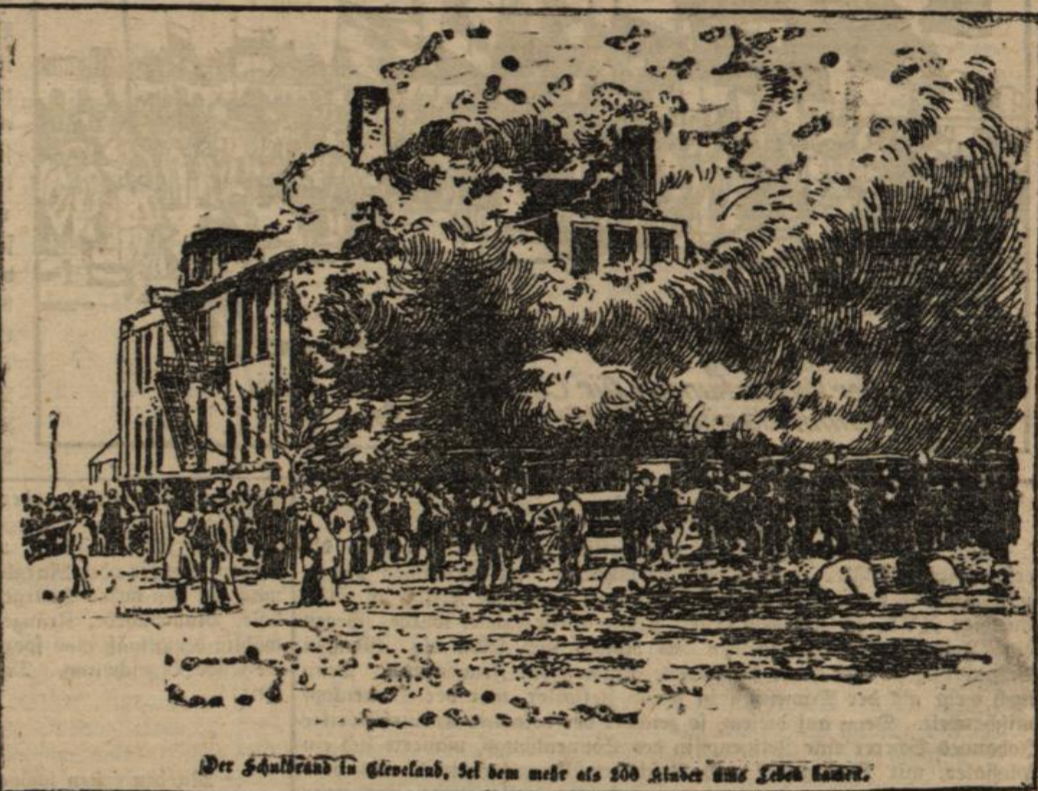
geriebener Mustatnuß, überstreut eine flache Steingutschüssel mit etwas Mehl, streicht die Mischung darauf und läßt sie in Ofen zu einer festen Masse backen. Hierauf schlägt man so viel Eier nebeneinander auf dieses Gatin, daß es damit garniert oder ganz bedeckt ist, bestreut sie mit ein wenig Pfeffer und Salz und stellt sie eine kurze Zeit in den mäßig warmen Ofen, fährt mit einer glühenden Schaufel darüber und gibt nach.

Eierkuchen. Man nehme zu je einem Eierkuchen einen gehäufteu Eßlöffel feines Mehl und ein Ei. Das Mehl nehme man in

eine tiefe Schüssel und gieße so viel kochendes Wasser unter heftem Rühren darauf, bis es ein dickflüssiger Brei ist. Nach dem Ueberkühlen kommen die Edotter, eine Prise Salz, nach Belieben Zucker, einige Mandeln und nach Geschmack Mustatblüte dazu. Zuletzt rühre man das zu Schnee geschlagene Weißer darunter, dann bade man ihn in Butter dünn und schön hellbraun und bestreut ihn mit feinem Zucker. Bei diesem Verfahren erhält man einen schönen lockeren Eierkuchen, welcher auch bei längerem Stehen nicht fest wird.

Der Schulbrand in Cleveland (Ohio).

— Erst jetzt sind amerikanische Aufnahmen von dem furchtbaren Brande über den Ocean gelangt, der an 150 Schulkindern das Leben gekostet hat. Das Feuer, der größte Brand, der in diesem Jahre sich bisher ereignet hat, hat nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen Welt Aufsehen erregt und Mitgefühl hervorgerufen und dazu beigetragen, daß der Feuertroll der Schulkinder, der in der letzten Zeit etwas vernachlässigt war, von neuem fast täglich geübt wird.



Der Schulbrand in Cleveland, bei dem mehr als 100 Kinder ums Leben kamen.

Was London ist.

(Von unserem ständigen Korrespondenten.)

— London, 31. März. Was London ist, dürfte allgemein bekannt sein: die größte Stadt der Erde und der wichtigste Handelsplatz derselben; anders verhält es sich jedoch mit der Frage, was London ist, und zu ihrer Beantwortung mögen die folgenden Ausführungen dienen:

London hat einen ungeheuren Magen und vertilgt im Laufe eines Tages ganz fabelhafte Mengen von Speisen — und natürlich auch Getränken — jeder Art. Nach den folgenden Ziffern zu schließen, sollte die Hauptbeschäftigung des Londoners tagsüber in nichts anderem als Essen und Trinken bestehen, was auch in der Tat oft der Fall ist. Gegenüber den üblichen drei Mahlzeiten in Deutschland — Frühstück, Mittagstisch und Abendbrot — ist die doppelte Anzahl in England ziemlich häufig, und hinzu kommt, daß diese Mahlzeiten fast immer aus dem Genuß von Fleisch, Fisch, Früchten und dergl. bestehen. So ist der Brauch sehr verbreitet, schon zum ersten Frühstück ein frisch gebratenes Steak, ein paar Koteletten, mehrere gekochte Eier, Speck oder Sardinen zu sich zu nehmen. Gegen 11 Uhr wird ein sogenannter kleiner „Snack“ eingeschoben, bestehend aus Bröckchen mit Fisch oder Fleisch und Bier oder Spirituosen; zwischen 1 und 2 Uhr folgt das zweite Frühstück, was durchaus einem deutschen Mittagstisch gleichkommt; um 4 bis 5 Uhr der Tee — sehr oft wieder mit Fisch oder Fleisch, Ei oder Obstfrucht —; gegen 6 bis 7 Uhr in den mittleren und besseren Klassen das Dinner, die Hauptmahlzeit des Tages; und, insofern die betreffende Familie an spätes Schlafengehen gewohnt ist, noch ein kaltes Abendbrot. Kein Wunder, daß die Klage ob schlechter Verdauung zum allgemeinen Gesprächsstoff gehört, die englischen Billenverkäufer ein glänzendes Geschäft machen, und es bei geschickter Reklame zu Pfundmillionären bringen.

Am uns nun dem statistischen Teile unserer Aufgabe zu widmen, sei zunächst bemerkt, daß London an einem Tage mehr Speise und Nahrung zu sich nimmt als alle anderen englischen Städte zusammen genommen. Ja, die gesamte Bevölkerung Australiens oder Kanadas ist in dieser Zeit nicht so viel wie Großer-London. Der Riesenmagen desselben nimmt an einem einzigen Tage 5 000 000 Eier und 2 500 000 Pfund Fleisch auf, neben 900 000 Liter Milch. Zur Beschaffung der letzteren werden 150 000 Kühe gemolken, 15 000 Personen besorgen diese Arbeit, und 40 000 andere, darunter viele Knaben, tragen die Milch von Haus zu Haus. Londons tägliche Milchrechnung überschreitet allein eine Viertel Million Mark.

So erstaunlich dies Alles klingen mag, es wird noch übertroffen durch die nachfolgenden Ziffern. London verzehret beispielsweise inner-

halb eines Tages auch über 6 000 000 Pfund Brot oder über 3 000 000 Käse, 3 200 000 Pfund Butter und 160 000 Pfund Margarine, bezw. stündlich 258 000 Brotlaibe und 20 000 Pfund Butter. Es ist täglich 100 Tonnen Käse und 2 000 000 Pfund Zucker, 8 000 000 Pfund Kartoffeln (208 Pfund per Minute), 2 000 000 Pfund Fisch und in der Saison 140 Tonnen Austern.

Von den 900 Millionen Litern Wasser, die in Großer-London täglich verbraucht werden, entfallen schätzungsweise etwa 4 500 000 Liter auf Trinkwasser oder auf die Zubereitung von Tee, Kaffee und Kakao. An Tee werden an einem Tage über 100 000 Pfund, an Kaffee und Kakao 10 000 Pfund verbraucht. Außerdem vertilgt die Hauptstadtmetropole 1 000 000 Mark täglich an alkoholischen Getränken.

Mit anderen Worten: die größte Stadt der Erde nimmt innerhalb vierundzwanzig Stunden 9 500 Tonnen feste Nahrung zu sich, davon 4000 Tonnen in Obstfrüchten und Gemüse. Das wirft ein großes Licht auf die Frage, was London tun würde, wenn ihm im Falle eines großen Eisenbahnstreiks im Innern, oder im Falle eines Krieges von außen her die Zufuhr abgeschnitten werden würde.

Humoristisches.

Fatales Gefühl. A. „Warum seufzen Sie denn jedesmal, wenn Sie Ihre Frau sehen anshauen? Sie sieht ja famos aus in dem feinen Mastenloftüml.“ — B.: „Ja wissen Sie, es überkommt mich immer so ein Gefühl von furchtbarem Hunger, wenn ich sie anschau — sie hat sich nämlich das Kostüm vom Haushaltungsgeld erspart!“

Verdicht. „Wie hat denn bei der gestrigen Soiree der Gesang von Fräulein Lucie gefallen? Weislich bei den Zuhörern?“ — „Die eine Hälfte hat gegähnt.“ — „Und die andre?“ — „Gat's unterdrückt.“

Die Hauptsache. Herr: „Das Bild ist von meiner Tochter, diese Statue von meinem Sohne, dieses Buch hier ist von mir und diese Symphonie von meiner Frau.“ — Gast: „Ich staune, — aber sagen Sie mir doch, von wem wird denn das Mittagstisch heute sein?“ — Herr: „Von unserer Köchin!“ — Gast: „Gott sei Dank!“

Auf der Sekundärbahn. Passagier (zum Lokomotivführer): „Ja, warum halten Sie denn mitten auf der Strecke?“ — Lokomotivführer: „Wissens's, die Feuerung is heuer so gar teuer, un da will ich meiner Alten rasch a paar Ceemer heiß Wasser heimtragen.“

Echter Müdner. „Ich würde ja gern meine Zähne putzen, aber ich kann kein Wasser im Munde leiden.“

(Aus der Lustigen Woche.)

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herzog.
Druck und Verlag von Fetz, Thiergarten in Karlsruhe.